

„WER FÜR SICH LEBT, MUSS FÜR ANDERE LEBEN.“

WIE JUGENDLICHE HEUTE IHRE BEZIEHUNGEN GESTALTEN

1. TEIL: GRUNDLEGENDES ZUM THEMA

Matthias Sellmann

Die Jugendlichen der auslaufenden 90er Jahre sind Privatiers. Ihre Beziehungskompetenz richtet sich auf die Gestaltung der Nahwelt, auf Körperlichkeit, Partnerschaft und Szenenzugehörigkeit. Öffentliche Themen und strukturelle Beteiligung an politischen oder verbandlichen Prozessen sind nicht gefragt. Vielmehr gilt das Muster: „Weil im Großen nichts zu ändern ist, versuchen wir's im Kleinen.“ Jugendbeziehungen am Ende der 90er: „Die Heimatlosigkeit des Fernen“ und die „Geborgenheit des Nahen“.

1. Fluchtendenzen: „Die Heimatlosigkeit des Fernen“

Aktuelle Jugendstudien bestätigen in vielen Detailuntersuchungen einen wichtigen Generalbefund: Jugendliche versuchen keine Zusammenschau des Ganzen mehr. Wie die Gesellschaft strukturell funktioniert, welche globalen Mechanismen ablaufen, wer wen beherrscht, interessiert sie nicht so, dass sie sich aktiv beteiligen und „Verantwortung“ im klassischen Sinne der Amts- und Funktionsübernahme ausüben. Die einschlägigen Zahlen sind bekannt und lassen doch immer wieder aufmerken: Auf der einen Seite stimmen 63 % der 15 – 30-Jährigen im Westen (Osten: 69 %) folgendem Statement zu:

„Bei uns stimmt vieles nicht mehr; wenn wir nicht energische Reformen durchführen, stehen wir in Zukunft erst recht vor unlösbaren Aufgaben. Unsere Gesellschaft ist falsch konstruiert, nicht menschengerecht. Die bestehenden Verhältnisse müssen von Grund auf geändert werden.“¹

Auf der anderen Seite geschieht aber nichts – trotz dieser Einsicht, die ja strukturelle Mechanismen anspricht. Aufschlussreich ist der Befund der Shell-Studie, dass die Rhetorik von „Sachzwängen, gegen die man nichts machen kann“, bei Jugendlichen immer populärer

¹ Vgl. Gerhard Schmidtchen: *Wie weit ist der Weg nach Deutschland? Sozialpsychologie der Jugend in der postsocialistischen Welt*, Opladen 1997, 431. Die Zahlen gelten für 1994. Zum Vergleich: Im Westen waren 1980 gerade einmal 20 % dieser Meinung.

wird.² Jugendliche integrieren sich nicht in die Basisselbstverständlichkeiten der Elterngeneration, die eine starke Zustimmung zu den Institutionen modernen Lebens geprägt hat:

- Institution *Parteiensystem*: Von 100 Jugendlichen möchten gerade einmal neun (in Ostdeutschland: vier) eine aktive oder führende Rolle in einer Partei übernehmen. Für Bürgerinitiativen steigt der Wert auch nur auf 23 (13).³
- Institution *Ehe und Familie*: Während 1970 noch 90 von 100 Männern (Frauen: 97) mindestens einmal in ihrem Leben heirateten, waren dies 1994 nur noch 53 (60). Gut ein Drittel aller Frauen will keine Kinder.⁴
- Institution *Volkskirche*: Für mehr als drei von vier Jugendlichen (78%) in Ostdeutschland ist die Kirche gleichgültig (Westen: 68%).⁵

Grund für diese Verweigerung der institutionellen Teilnahme ist ein tiefsitzender Generationenkonflikt, der sich zwar nicht wie früher im konflikthaftern Aufbegehren gegen „elterliches Spießertum“ oder „reaktionäre Politikstile“ richtet, der aber wohl gerade darum einen viel vehementeren Protest formuliert. Um es in einem Bild zu sagen: Jugendliche verweigern das, was ihnen von den Erwachsenen als Erbe angeboten wird. Dies hat zwei Gründe:

1. *Sie sind ärgerlich über das, was sie im Testament lesen können.* Jugendliche entdecken keine Entfaltungsräume im gesellschaftlichen Umfeld. So sehen z.B. 88 % der Jugendlichen in drohender Arbeitslosigkeit ein „Problem, das die persönliche Zukunft stark beeinträchtigen wird“.⁶ Der aktuelle Shell-Bericht akzentuiert: „Die gesellschaftliche Krise hat die Jugend erreicht“. Jungsein ist in vielen Bereichen keine experimentierende Vorphase zum Erwachsenwerden mehr, sondern die Sorgen um Globalisierung, Umweltzerstörung, anwachsende gesellschaftliche Konfliktpotentiale, Rationalisierung und Beschäftigungsabbau überschatten die „eigentlichen“ Probleme der Jugendzeit wie Identitätsfindung oder Partnerwahl. Das angediente Erbe ist, kurz gesagt, wenig attraktiv. Jugendliche sind enttäuscht über die Hinterlassenschaft, die sie vorfinden. Angesichts der Ungemütlichkeit, der man sich mit dem Älterwerden zwangsläufig nähert, lässt man sich lieber Zeit mit dem Erwachsenwerden.⁷

2 Vgl. Arthur Fischer/Richard Münchmeier: Die gesellschaftliche Krise hat die Jugend erreicht. Zusammenfassung der Ergebnisse der 12. Shell Jugendstudie, in: Jugendwerk der deutschen Shell (Hrsg.): Jugend 97. Zukunftsperspektiven. Gesellschaftliches Engagement. Politische Orientierungen, Opladen 1997, 11-23, 14.

3 Zahlen für 1994 vgl. Schmidtchen: Wie weit ist der Weg nach Deutschland?, 432.

4 Thomas Meyer: Familienformen im Wandel, in: Rainer Geißler (Hrsg.): Die Sozialstruktur Deutschlands. Zur gesellschaftlichen Entwicklung mit einer Zwischenbilanz zur Vereinigung, Opladen ²1996, 306-332; Zahlenangaben 313; 321f.

5 Zahlen für 1995; vgl. Schmidtchen: Wie weit ist der Weg nach Deutschland?, 156.

6 Vgl. Fischer/Münchmeier: Die gesellschaftliche Krise, 14.

2. *Sie sind verwirrt wegen dem, was sie im Testament nicht lesen können.* Eine zweite Dimension des erlebten Generationenkonfliktes ist das Fehlen sozialisatorischer Angebote. Auch dies wird natürlich nur selten bewusst erlebt. Statistisch signifikant aber ist eine Tendenz zum sog. „naiven“ Erziehungsstil: Hier wird der Jugendliche zwar emotional unterstützt, es werden aber keine Forderungen gestellt. Damit entfällt auch ein erfahrbarer Hinweis darauf, was „im Leben“ eigentlich wichtig ist, was man nach dem Eindruck der Eltern lernen und was man meiden soll. Entmutigt kann man ja auch dadurch werden, dass einem niemals etwas zugemutet wird. Dieser „naive“ Erziehungsstil ist enorm im Vormarsch: Emotionaler Rückhalt ohne Forderungen prägt inzwischen 49 % der Erziehungsstile in West- und 43 % in Ostfamilien.⁸ Die normative Verunsicherung der Eltern spiegelt die normative Konfusion der gesamten Gesellschaft, in der sich alles im Wandel befindet, was ehemals sichere Orientierung versprach: Erwerbsarbeit, Geschlechterverhältnis, Religionszugehörigkeit, soziale Schichtung usw. Erwachsene sind zu „blinden Blindenführern“ geworden; sie haben selbst keine Welt mehr, an der Jugendliche sich reiben und gegen die sie ihre Identität ausbilden könnten. Einige Soziologen formulieren inzwischen schon die These, dass so renommierte pädagogische Begriffe wie „Sozialisation“ oder „Jugend als Übergangsphase“ in die Mottenkiste der Wissenschaften gehören.⁹ Erwachsene sind keine Gegner mehr, sondern orientieren sich paradoxerweise selber an Jugendlichkeit, an Fitness, Flexibilität, Frische und Unverbrauchtheit. Denn dieses sind die Kardinaltugenden gesellschaftlichen Erfolges.¹⁰ Die Folge: Nur etwa 16 % aller Jugendlichen bekennen sich noch zu bestimmbar Vorbildern¹¹; und mehr als die Hälfte gibt als Grund für Wutausbrüche an: „dass wir uns selbst überlassen bleiben“.¹²

7 Die subjektive Einschätzung, man brauche eine lange Jugendphase um sich auf die Anforderungen des Erwachsenenlebens vorzubereiten, wird v.a. von Jugendlichen geäußert, denen ein sehr schwieriger Übergang bevorsteht: dies sind v.a. Mädchen in Ostdeutschland, Studenten und arbeitslose Jugendliche; Richard Münchmeier: Die Lebenslagen junger Menschen, in: Jugendwerk der deutschen Shell (Hrsg.): Jugend '97, 277-301, 285-289.

8 Vgl. Schmidtchen: Wie weit ist der Weg nach Deutschland?, 112-122, Zahl 114; Schmidtchen unterscheidet zusätzlich zum naiven Stil folgende weitere Ausprägungen: reif: emotionaler Rückhalt und deutliche Forderungen; gleichgültig: keine emotionale Unterstützung, keine Forderungen; paradox: Forderungen ohne emotionalen Rückhalt.

9 So Michael Brater: Schule und Ausbildung im Zeitalter der Individualisierung, in: Ulrich Beck (Hrsg.): Kinder der Freiheit, Frankfurt am Main 1997, 124-130; zum ganzen vgl. auch Matthias Sellmann: Der Griff zur Marke ist der Griff zum Strohalm. Jugendliche Identitätssucher in einer unübersichtlichen Welt, in: Jugend und Gesellschaft 2/1998, 10-12.

10 Vgl. als Beleg etwa die Erfolgsstory der Zeitschrift „fit for fun“ oder „Max“; Informationen in Beate Großegger/Bernhard Heinzlmaier/Manfred Zentner: trendpaket 2. Der Megastore der Szenen, Graz/Wien 1998, 42-45; 122-134.

11 Vgl. Münchmeier: Lebenslagen, 385f.

12 Vgl. Schmidtchen: Wie weit ist der Weg nach Deutschland?, 81-83.

2. Suchtendenzen: „Die Geborgenheit des Nahen“

Wer im Fernrohr nur Nebel erkennen kann, setzt sich lieber ans Mikroskop. Jugendliche werden in Reaktion auf die „Heimatlosigkeit des Fernen“ zu Beziehungsexperten der Nahwelt – übrigens traditionellerweise ein Verhaltensmuster von alten Leuten. In aufsteigender Reihenfolge der Beziehungsreichweiten können folgende Phänomene als Belege gelten:

- *Körperlichkeit als Medium des Authentischen*: Die unmittelbarste Nahwelt ist der eigene Körper. Er wird in neuen Jugendkulturen stilisiert und als Ausdrucksmedium der eigenen Persönlichkeit in Szene gesetzt. Beispiele sind etwa Tattoos und Piercings, die nicht in erster Linie provozieren sollen, sondern dem Motto Ausdruck geben: „Be yourself.“¹³ Ähnliches gilt für die szenebildenden Fun- und Extremsportarten wie Bungee-Jumping, S-Bahn-Surfing oder auch Triathlon.¹⁴
- *„New romantics“*: Die Betonung der Körperlichkeit führt zum zweiten Beleg, der Gestaltung von (sexuellen) Partnerschaftsbeziehungen. Auch hier ist die Zeit der schnellen Wechsel („Quickies“), der Eroberungen und demonstrativen Freizügigkeiten offensichtlich vorbei. Harmonische Partnerschaft ist angesagt, Liebe, Treue und Zärtlichkeit – so stark, dass Spötter schon von „Neobiedermeierei“ und „Gartenlaubidylle“ sprechen. Aber falsch gespottet: Das Verhältnis zur Sexualität ist keineswegs prude, sondern selbstverständlicher, entkrampfter, kreativer und spielerischer geworden. „Sex“ steht für die „neuen starken Mädchen“ erst an 10. Stelle dessen, was als wichtig für eine Freundschaft erachtet wird. Ganz oben rangieren „Vertrauen“ und „Zärtlichkeit“.¹⁵
- *Jugendstile und Jugendscenen*: Nach wie vor organisieren sich Jugendliche in peer-groups und Szenen. Auffällig ist aber der sog. „Szenenmix“: Soziale Zugehörigkeiten haben immer seltener Bekenntnischarakter, sondern werden patchworkartig kombiniert. Durchschnittlich identifizieren sich Jugendliche gleich mit drei Gruppenstilen gleichzeitig; die Stärke der Ablehnung zu anderen Gruppenstilen nimmt ab; eine Tendenz zu gleichgültiger Toleranz zwischen den Jugendkulturen wird tonangebend.¹⁶
- *Medienwelten*: Zusammengehörigkeit wird ebenfalls stark über mediale Vermittlungen gesucht und gefunden. Auch diese Medien unterstreichen den Trend zur Nahwelt: Jugendliche lassen sich zu großen Familien verbinden. Dies gilt etwa für „Markenwelten“, in denen sie sich bewegen und deren kommerzielle Bewerbung sich

13 Vgl. Beate Großegger: Body Freak Out. Zwischen „personal politics“ und generationeller Distinktion: Tattoos und Piercings in der Jugendkultur, in: dies./Bernhard Heinzlmaier: trendpaket 1. Jugendkultur als flächiges Klebekunstwerk, Graz/Wien 1997, 19-29.

14 Vgl. Großegger u.a.: trendpaket 2, 109-151.

15 Vgl. Großegger/Heinzlmaier: Body Freak Out, 36-79, Zahl S. 44; zum Thema „Starke Mädchen“ gibt es eine illustrative Broschüre der Bundesgesundheitszentrale für gesundheitliche Aufklärung vom August 1997.

alles erlauben darf, nur nicht dies: den typischen Marken-Code, sozusagen die „Sprache der Familie“, zu verfehlen. Ein weiteres Beispiel ist die Bildung von virtuellen Fan-Familien der sehr beliebten soap-operas wie „Marienhof“ oder „Beverly Hills 90210“, die mit Medienverbänden von Tapetenmustern bis zu Bildschirmschonern umgeben sind.¹⁷

- *Das neue Design der Solidarität*: Konzentration auf die Nahwelt ist trotzdem keine einfache Ego-Manie. Im Gegenteil: Alle bekannten Jugendstudien künden von einer „Resolidarisierung“ der Jugend, von engagierter Hilfsbereitschaft und von Sympathie für die, die wirklich was machen – an erster Stelle der Glaubwürdigkeit liegen Tier- und Umweltschutzgruppen, dann Menschenrechtsgruppen, dann Gerichte und Polizei (!) sowie Bürgerinitiativen.¹⁸ Allerdings hat sich die konkrete Ausdrucksform der Solidarität verschoben. In Schlagworten: Sie ist individualisiert, erlebnisorientiert, selektiv und befristet. Sie muss mit Mitbestimmung, Transparenz, Spaß und Selbstverwirklichung zusammengehen. Erster Sinn im Leben ist für drei Viertel aller Jugendlichen: Genuss.¹⁹ Wenn der gegeben ist, sind materielle Belohnungen nicht so entscheidend.²⁰

3. Interpretationen: Die „Kinder der Freiheit“ zwischen Nähe und Ferne

Gerade der letzte Befund einer Solidarität, in der das aktive Ich die Regie über sein Tun behält, ruft in konservativen Kreisen (und Erwachsene sind Jugendlichen gegenüber notwendig konservativ) Stirnrunzeln hervor. Ethik als Freizeitspaß? Solidarität auf Zeit? – diese Formeln passen nicht in die Organisationsvoraussetzungen der Massengesellschaft. Genau hier liegt dann auch die weitergehende Befürchtung, die Jugendlichen Politikverleugnung, Realitätsblindheit und naive Verspieltheit vorwirft. Denn, wie gesehen, lassen sich Jugendliche nicht mehr für die institutionelle Reproduktion der Gesellschaft rekrutieren. Kurz gesagt: Mit dieser Jugend ist kein Staat zu machen. In der öffentlichen Diskussion ist die Formulierung fast schon ein Gemeinplatz, dass die moderne Gesellschaft von Voraussetzungen lebt, die sie selbst nicht erzeugen kann, ja die sie fortwährend verbraucht: Moral, Bindungsfähigkeit, Zusammenhalt ohne Wenn und Aber. Für viele sind daher gerade die Jugendlichen und ihr

16 Vgl. Strzoda/Zinnecker/Pfeffer: Szenen, Gruppen, Stile. Kulturelle Orientierungen im Jugendraum, in: Rainer Silbereisen u.a. (Hrsg.): Jungsein in Deutschland. Jugendliche und junge Erwachsene 1991 und 1996, Opladen 1996, 57-83; vgl. Yvonne Fritsche: Jugendkulturen und Freizeitpräferenzen: Rückzug vom Politischen?, in: Jugendwerk der deutschen Shell (Hrsg.): Jugend'97, 363-377.

17 Vgl. zu den soaps Heide Tebbich: Soapmania! Die Erfolgsstory der Seifenopern, in: Großegger u.a.: trendpaket 2, 62-71.

18 Vgl. Münchmeier, Lebenslagen, 295-298.

19 Vgl. Schmidtchen Wie weit ist der Weg nach Deutschland?, 162,422; Zum Vergleich: 1974 hatten nur 46 % Genuss „im Sinn“.

20 Ebd., 324-327.

Sozialverhalten sichtbares Signal fortschreitenden Werteverfalls und alarmierender Beziehungslosigkeit.

In einem aufsehenerregenden Artikel hat sich der Soziologe Ulrich Beck gegen diese rückwärts gewandten Thesen gewandt und eindringlich betont, dass die Sehnsucht nach mehr Zusammenhalt niemals gegen die Durchsetzung individueller Freiheit ausgespielt werden darf.²¹ Für Beck ist gerade die Politikverleugnung der Jugendlichen ein hochpolitischer Akt: Sie stellen die Machtfrage durch Abwesenheit (14). Ihre Art Solidarität zu leben, auf die Verwirklichung ihrer Persönlichkeit zu achten und allem zu misstrauen, was einfach nur Gefolgschaft fordert, signalisiert ihm eine Wirkung verinnerlichter Demokratie. Der Konflikt mit der Elterngeneration rührt daher, dass die Institutionen und Basisannahmen der sog. „ersten Moderne“ mit dem durchschlagenden Erfolg der Demokratisierung in den Individuen offensichtlich überfordert sind. Die bürgerliche Normalfamilie, die standardisierte Erwerbsbiographie oder die monopolisierte (kirchliche) Religion können die pluralisierten und mobilen Ausdrucksformen individualisierten und jungen Lebens nicht mehr fassen. Jugendliche werden zu Pionieren einer „zweiten Moderne“²², in der es entscheidend darauf ankommen wird, dass sich die Menschen in Freiheit miteinander verständigen: „Welche Gesellschaft wollen wir?“; „Welchen Naturumgang wollen wir?“ oder „Welche Wirtschaftsbeziehungen wollen wir?“. Der volle und verantwortete Umgang mit der politischen Freiheit wird nach Beck gerade nicht zur Gefährdung, sondern zur Stabilisierung der Gemeinschaft werden. Denn in der Moderne gilt: „Wer für sich lebt, muss für andere leben.“ (19)

Eines allerdings macht nachdenklich, wenn man an die Zukunft z.B. der kirchlichen Jugendarbeit denkt: Beck gesteht zu, dass sich der „Geist der Freiheit“ dem Impuls des Christlichen verdankt (10). Das aber ist Geschichte. Für die Gegenwart wird formuliert: „Niemand weiß, wie Individualisierung und christlicher Glaube neu aufeinander abgestimmt werden können“ (11). Tatsächlich tut sich die Kirche mit dem Individualismus unserer Tage schwer. Im Grunde ist dies erstaunlich, da es philosophisch und auch fundamentaltheologisch unstrittig ist, dass gerade das Christentum als ein entscheidender Wegbereiter des modernen Individualismus angesehen werden kann, weil es überhaupt erst die hierfür notwendigen Denkvoraussetzungen und in den Urgemeinden auch erste soziale Erfahrungsräume für die Sicht des Einzelnen und seiner Rechte entwickelt hat.²³ Trotzdem haben es das Christentum und die kirchliche Interpretation nicht vermocht, ihr Verständnis von Personwerdung gegenüber einem neuzeitlichen Verständnis eines substanzhaften und vereinzelnden Individualismus

21 Vgl. zum Folgenden Ulrich Beck: Kinder der Freiheit. Wider das Lamento über den Werteverfall, in: ders. (Hrsg.): Kinder der Freiheit, 9-33; die im Text folgenden Klammerzahlen bezeichnen die Seitenzahlen im Aufsatz.

22 Beck hat 1997 zur genaueren Profilierung dessen, was er „zweite Moderne“ im Gegensatz zur „ersten“ nennt, eine ganze Buchreihe, die „Edition zweite Moderne“, gegründet (Suhrkamp-Verlag).

durchzusetzen. Heute begreift man unter der Formel des Individuums ein gewisses (zumindest analytisches) Nacheinander von Einzelem und seiner Umwelt. Im Vordergrund steht die Auffassung, der Einzelne könne seinen Lebensentwurf, sein Selbst völlig frei wählen, entscheide sich zuerst für sich und dafür, wie er sein will, und wende sich erst danach seinen Mitmenschen zu, die er dann gewissermaßen in seinen Selbstentwurf aufnimmt.²⁴

4. Jugendarbeit zwischen Beziehungskiste und Beziehungskirche

Der kirchlichen Pastoral wächst von dieser Ausgangslage her eine wichtige inhaltliche Funktion zu, nämlich ein konturengenaues Herausarbeiten des biblischen Menschen- und Gemeinschaftsbildes. Was versteht man im Christentum eigentlich unter „Beziehung“? Diese inhaltlichen Einsichten müssen dann im kirchlichen Raum konkret erfahrbar gemacht werden: Es erscheinen die Umrisslinien einer „Beziehungskirche“. Zu beiden anstehenden Herausforderungen sollen abschließend einige skizzenhafte Linien gezogen werden.

4.1 Was versteht das Christentum unter „Beziehungen“?

Im Bedenken dieser Frage rückt sofort eine typische und übrigens ausschließlich christliche Vorstellung ins Auge: dass nämlich nach christlicher Botschaft Gott selbst Beziehung ist. Gott wird als der dreifaltige bekannt und auch wenn nach wie vor in den Gemeinden der Eindruck weit verbreitet ist, der Trinitätsglaube sei eine Art religiöses Kreuzworträtsel, so kommt die zeitgenössische Theologie doch immer entschiedener zu dem Schluss, dass im Zusammendenken von Einzelem und Gemeinschaft, von Einheit und Vielfalt in Gott der größte geistige Beitrag zur Bewältigung der Zukunft überhaupt liegt.²⁵

Dabei geht es natürlich nicht um ein bloß formelhaftes Bekennen der Dreifaltigkeit, sondern um ein Praktischwerden einer ganz besonderen und tiefen Erfahrung des gemeinsamen Glaubens. Ganz im Sinne des berühmten Satzes von Karl Rahner: „Der Christ von morgen wird ein Mystiker sein oder er wird überhaupt nicht sein“, geht es um die Ausbildung einer *trinitarischen Spiritualität*. Erst wenn diese die Beziehungen der Christen untereinander motivieren und prägen

23 Vgl. etwa Robert Spämann: Personen. Versuche über den Unterschied von „etwas“ und „jemand“, Stuttgart 1996.

24 Zu diesem als „liberal“ charakterisierbaren Menschenbild gab es vor einigen Jahren eine hitzige Diskussion, in denen die sog. „Kommunitarier“ darauf bestanden, dass das Soziale dem Menschen nicht sekundär hinzukomme, sondern der Einzelne immer schon von seinen sozialen Bezügen her bestimmt sei; vgl. ausführlich Axel Honneth: Kommunitarismus. Die Debatte über die moralischen Grundlagen moderner Gesellschaften, Frankfurt/New York 1994.

25 Vgl. dazu neuerdings Gisbert Greshake: Der dreieine Gott. Eine trinitarische Theologie, Freiburg/Basel/Wien 1997.

kann, dann sind diese auch auf der Höhe der zeitgenössischen und durch die Jugendstudien belegten Problemstellung von Nahwelt und Fernwelt.

Hier kann nur auf gedrängtem Raum skizziert werden, was das Programm einer trinitarischen Spiritualität ausmacht. Vorgestellt wird der Entwurf des 1994 verstorbenen Aachener Bischofs Klaus Hemmerle, der diesen in zahlreichen Schriften und Zeugnissen niedergelegt hat.²⁶ Gegenüber den gesellschaftlichen Konfliktlinien von Jugendarbeitslosigkeit, Umweltzerstörung und global ungleichwertigem Welthandel mag sich so ein spirituelles Programm geradezu harmlos und zu fromm ausmachen. Wie oben dargestellt, werden sich aber die Jugendlichen von heute kaum für einen politischen „Fernesatz“ motivieren lassen, wenn ihnen nicht zunächst authentische und tiefgründige Beziehungserfahrungen vor Ort ermöglicht werden.

Als trinitarische Spiritualität ist diese eine *Spiritualität der Einheit*. Ihr Ziel ist die Erfüllung des Testaments Jesu: „... dass alle eins seien ...“ (Jo 17,21). Ihr Weg ist der Aufbau von *Weggemeinschaften*, von *communio*. Dabei wird folgende Überlegung entscheidend: So wie im dreifaltigen Gott der Vater den Sohn so stark in sich aufnimmt, dass er überhaupt nur in der Beziehung zum Sohn wesentlich Vater sein kann, so gelangen auch menschliche Beziehungen erst zu ihrer Vollform, wenn der andere zur ermöglichenden Bedingung meiner eigenen Identität wird. „Ich bin vom anderen her“ – „Du bist von mir her“: Zwischen diesen beiden Sätzen kreist das gemeinsame Leben und deutet schon auf dieser zwischenmenschlichen Ebene die Sprengkraft einer umfassenden *Inkulturation* an: „Meine Welt ist nur von deiner Welt her“. Im Blick auf den *gekreuzigten Christus* können seine Nachfolgerinnen und Nachfolger in ihrer „Identität vom anderen her“ eine radikale Tiefe erreichen. Denn der, der geschrien hat: „Mein Gott, warum hast du mich verlassen?“, hat sich selbst zum ganz anderen seiner selbst, zur Sünde und zum Tod, gemacht. *Weggemeinschaft* aber bringt noch das dritte Element ins Spiel: Das „Ich-Sein von dir her“ und umgekehrt erschöpft sich nicht in der *Zwei-Einigkeit*, sondern ist unterwegs zur je größeren *Einheit* und *Gerechtigkeit*, letztlich zum Ereignis des Reiches Gottes mitten in den Strukturen der Welt. Das Wort Jesu „*Wo zwei oder drei in meinem Namen zusammen sind...*“ (Mt 18,20) ist die letzte Garantie dafür, dass ein anderer in der *Weggemeinschaft* mitgeht, ja: dass Er uns geht und dass es Ihm um uns geht.

²⁶ Interessierten Leserinnen und Lesern sei empfohlen: Klaus Hemmerle (Hrsg.): *Dreifaltigkeit. Schlüssel zum Menschen – Schlüssel zur Zeit*, München 1989; ders.: *Leben aus der Einheit. Eine theologische Herausforderung*, Freiburg/Basel/Wien 1995; ders.: *Ausgewählte Schriften* (5 Bände geplant), Freiburg/Basel/Wien.

4.2 „Beziehungskirche“

All diese Spekulationen um „trinitarische Spiritualität“, „Weggemeinschaften“ und „Vorbild nehmen am gekreuzigten Christus“ lesen sich als fromme Selbstbeschwörungen, so lange sie nicht in konkreten sozialen Beziehungen gelebt und erfahren werden können. Die Qualität der menschlichen Beziehungen innerhalb der Kirche sind der Ernstfall der Glaubwürdigkeit an den trinitarischen Gott. In einer Welt, in der nicht mehr Natur oder die Monarchie die bestimmenden Symbole der Lebensdeutung liefern²⁷, ist es das Feld des Sozialen, in dem Gott gefunden werden will. Nichts anderes meint auch die auf dem 2. Vatikanum gefundene Selbstbeschreibung der gesamten Kirche als *communio*: Dort ist Kirche wo „Jesus in der Mitte“ anzutreffen ist, wo faire, gelingende und Gott bezeugende Beziehungen sind und wo diese fehlen, dort fehlt Kirche – da nützen dann alle kirchliche Accessoires, Rituale und Institutionen nicht diesen Verlust zu ersetzen.²⁸ *Communio* bedeutet als Kurzformel: Beziehungskirche. Wie diese aussehen könnte, hat der Theologe Medard Kehl beschrieben²⁹:

- Beziehungskirche heißt: kommunikative Kirche. Kommunikation bedeutet ganz grundlegend: Gleichberechtigung der Gesprächspartner. Dies spricht nicht gegen Hierarchie oder Amtsvollmachten, wohl aber gegen Missbrauch, Willkür und einseitiger Instrumentalisierung des Anderen.
- Kommunikative Kirche braucht kommunikative Räume. Die große Kirche muss in kleinen Formaten erlebbar sein. Es muss „profilierete Gemeinden“ geben. Die eine Gemeinde entwickelt sich also eher zum liturgischen Zentrum, die andere zum Aktivposten für internationale Solidarität, die dritte als Anlaufpunkt für Familien usw. Aber: Keine macht mehr alles für alle.
- Kommunikative Kirche wird biographienah. Man trifft sich in kleineren Kreisen, lebt aus Freundschaften. Nicht religiöse Betriebsamkeit prägt diese Kreise, sondern die gemeinsame Suche nach einem authentischen Leben im Alltag.
- Kommunikative Kirche lebt die Freundschaft mit den Armen. Allen wird eine Beziehung angeboten, v.a. aber denen, die gesellschaftlich in Gefahr geraten, beziehungslos zu sein. Die kirchlichen kommunikativen Gruppen sind also nicht introvertiert, sondern bereit, ihren Lebensraum mit am Rande Stehenden zu teilen.

27 Zu der nach wie vor sehr starken Tradition innerhalb der kirchlichen Pastoral, die landwirtschaftliche Welt der Bibel (Wüste, Hirte, Schafe, Ernte, Pflug ansetzen usw.) auf die moderne Welt der industriell-technischen Kultur anzuwenden vgl. die z.T. satirische Skizze von Hans-Joachim Höhn: Zerstreungen. Religion zwischen Erlebnismarkt und Sinnsuche, Düsseldorf 1998, 106-110.

28 Zur *communio*-Theologie ist das Schrifttum inzwischen (erfreulicherweise) unüberschaubar; zu empfehlen sind die sehr verständlichen und Konkretionen nicht scheuenden Ausführungen von Medard Kehl: Wohin geht die Kirche? Eine Zeitdiagnose, Freiburg/Basel/Wien 41996. Kehl: 74 nennt drei wichtige Kriterien der *communio*-Beziehungen: unbedingter Wille zur Einmütigkeit; Treue zur verbindlichen Vorgabe der Glaubensüberlieferung; glaubwürdige Vermittlung des Glaubens in die jeweilige Situation hinein.

29 Vgl. zum Folgenden Kehl: Wohin geht die Kirche, 127-158.

- Über die Gruppen der „Kerngemeinde“ und der kirchlichen Verbände hinaus bieten auch die sog. neuen geistlichen Bewegungen wichtige Anknüpfungspunkte kommunikativer Glaubenspraxis.³⁰ Dies sind Gruppierungen, die sich in flexiblen Strukturen zusammenfinden und eine gemeinsame Suche nach einer ganzheitlichen Glaubenserfahrung unternehmen. Hier werden Räume bereitgestellt, in denen sowohl existenzielle Glaubenserfahrungen wie personale Lebenserfahrungen gemacht werden können.

Kirchliche Jugendarbeit hat mit dem inhaltlichen Bezug auf die trinitarische Beziehungsdimension des Glaubens und mit der Sicherheit der *Communio*-Struktur der Kirche ausgezeichnete Chancen, gerade auf die intensiven Beziehungsbedürfnisse der Jugendlichen einzugehen. Es müsste gelingen, die „Nahweltigkeit“ der Kirche zu zeigen, einfach indem man miteinander aus gelingenden und aus scheiternden Beziehungen herausliest, was das Leben zu bieten hätte – und indem man erprobt, wie es sich lebte, wenn Gott lebte. Nicht der Gott, der mit Institution und Moral (also mit Fernwelt und Weltferne) identifiziert wird, sondern der, dessen Gegenwart sich so in mir auslegt, dass ich mich im anderen erlebe und der andere sich in mir erlebt.³¹ „Wer für sich lebt, muss für andere leben“ – dieser Satz gilt, weil etwas Größeres zwischen Menschen zu leben beginnt, die einander leben lassen.

30 Beispiele sind: die Kommunität von Taizé; die „Arche“ (Lebensgemeinschaften mit Behinderten); die charismatische Gemeindeerneuerung; die Fokolarbewegung; das Neokatechumenat oder die Schönstatt-Bewegung. Kehl: Wohin geht die Kirche, 153 sieht gerade in diesen Bewegungen eine „authentische christliche Antwort auf die Herausforderung der gegenwärtigen kulturellen Situation ...“, als sie ausdrücklich kirchliche »communio« unter den Bedingungen moderner Individualisierung zu leben versuchen.“

31 Auch wenn dieser Satz etwas polarisierend ist – die Kunst kirchlicher Jugendarbeit in der Beziehungskirche wird darin bestehen, Dogma und Moral nicht einfach gegen ein gelingendes individuelles Leben auszuspielen. Dies wäre nicht nur feige, sondern auch wenig authentisch – was Jugendliche sehr schnell bemerken. Hier sollte die Jugendarbeit von Theologinnen und Theologen kritisch einfordern, dass sie bitte klarer und vermittelbarer die „nahweltige“ Beziehungsrelevanz von Dogmen und Moralvorschriften herausarbeiten mögen. Dies hat nichts mit Aufmüpfigkeit zu tun, sondern mit einem Ernst nehmen des *communio*-Konzeptes als Beziehungsprogramm. Übrigens hat schon der „alte“ Karl Rahner formuliert, dass alle Theologie in ihrer praktischen Wirksamkeit ihr kritisches Gewissen hat – was umgekehrt bedeutet, dass diese Übersetzbarkeit in Praxis und Leben auch geleistet werden sollte; vgl. Art. Pastoraltheologie I. Wissenschaftstheoretisch, in: F. Klostermann/K. Rahner/H.J. Schild (Hrsg.): Lexikon der Pastoraltheologie, Freiburg i.B. 1972, 393-395.